Meinrad Lienert

Autor(en): **Eschmann, Ernst**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **19 (1915)**

PDF erstellt am: **27.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-573330

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

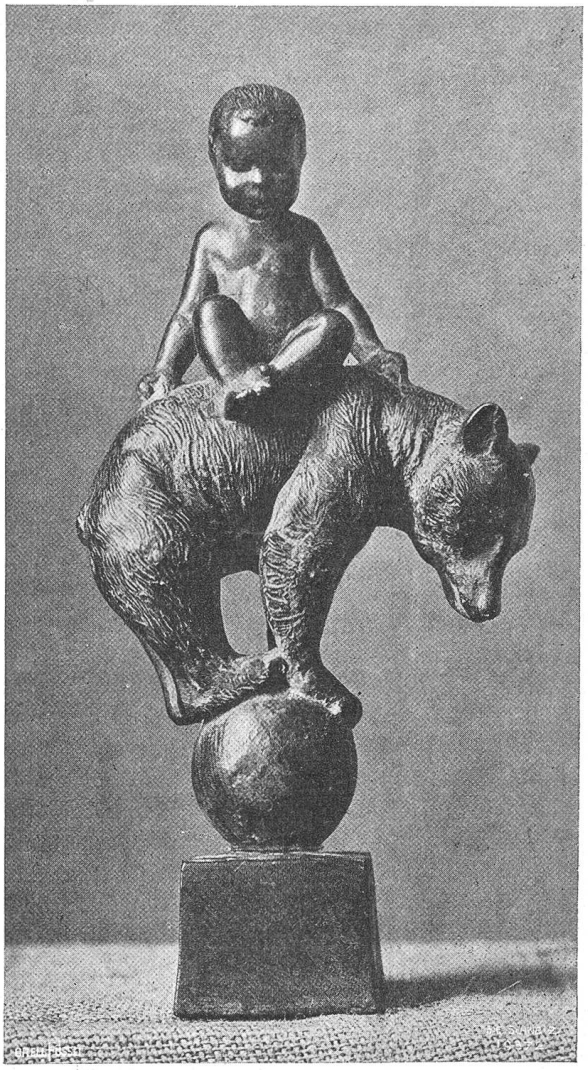
http://www.e-periodica.ch

Meinrad Lienert*).

Zu seinem fünfzigsten Geburtstag (21. Mai 1915).

Wir haben Carl Spitteler, den Siebzigjährigen, gefeiert. In der bunten Schar seiner Kenner und Verehrer stand noch eine Kerntruppe, die mit besonders dankbaren und warmen Gefühlen dem Jubilar die Hand drückte. Unter ihnen war auch Meinrad Lienert. Spitteler hatte den neu aufblitzenden Stern als erster erkannt und ihm nach Kräften die Bahn zu ebnen gesucht. „Als ich mit der Leitung des Feuilletons der ‚Neuen Zürcher Zeitung' betraut war" — erzählt er in den ‚Süddeutschen Monatsheften' — „im Jahre 1890, kam eines Tages unter dem entmutigenden Wust der täglich einlaufenden Manuskripte eine Erzählung zum Vorschein, die sofort, schon nach den ersten zwei Seiten meine herzliche Sympathie für den Verfasser aufleuchten machte ... Daß dieser ein ganz ausnahmsweise begabter Dichter und dazu ein Sprachbeherrscher von seltener Treffsicherheit sei, das stand mir über allem Zweifel ..." Mit scharfem, prophetischem Blick hat Spitteler gesehen, und er hat recht behalten. Mit stets wachsender Freude hat er die sichere, wenn auch langsame Entwicklung des Schwyzer Sängers verfolgt, und Meinrad Lienert ist geradezu sein Lieblingslyriker geworden. Sollte das merkwürdig sein? Les extrêmes se touchent. „Vielleicht wirkt da die Ergänzungsfreude mit, da auch in seinen Gedichten Lienert so ziemlich meinen Gegensatz vorstellt." Was für Gegensätze? Hier das Monumentale, der philosophische Grübler und Ankläger, der Epiker großen Stiles, der Weltbürger, der sozusagen in allen Sätteln — mit einziger Ausnahme des Dramas — erfahrene Künstler, dort der berückende Detailmaler, der Realist, der ausgesprochene Heimatkünstler, der Humorist, der Dialektdichter. Und die Treffpunkte? In der meisterlichen Beherrschung der Sprache wetteifern sie. Ein jeder wird auf seine Art Eroberer. Lienert schöpft mit vollen Eimern aus dem Borne des Volksgeistes. Bildliche Redensarten blühen ihm auf, immer neue, eine kräftiger, origineller als die andere, Spitteler geht einen Schritt weiter, er prägt neue Wörter und Formen. Was dem Mundartdichter nicht erlaubt ist, setzt Spitteler im Hochdeutschen durch, eigenwillig und mit eiserner Faust. Seit mehr als einem Vierteljahrhundert geht

*) Wir erinnern unsere Leser an die Studie von Clara Forrer „Zwei Schweizerdichter" (Meinrad Lienert und Fritz Marti), die mit den Bildnissen der beiden Dichter im X. Band unserer „Schweiz" (1906) erschienen ist (S. 70—74); auch o. S. 230, für Carl Spitteler, hätten wir darauf hinweisen können. A. d. R.

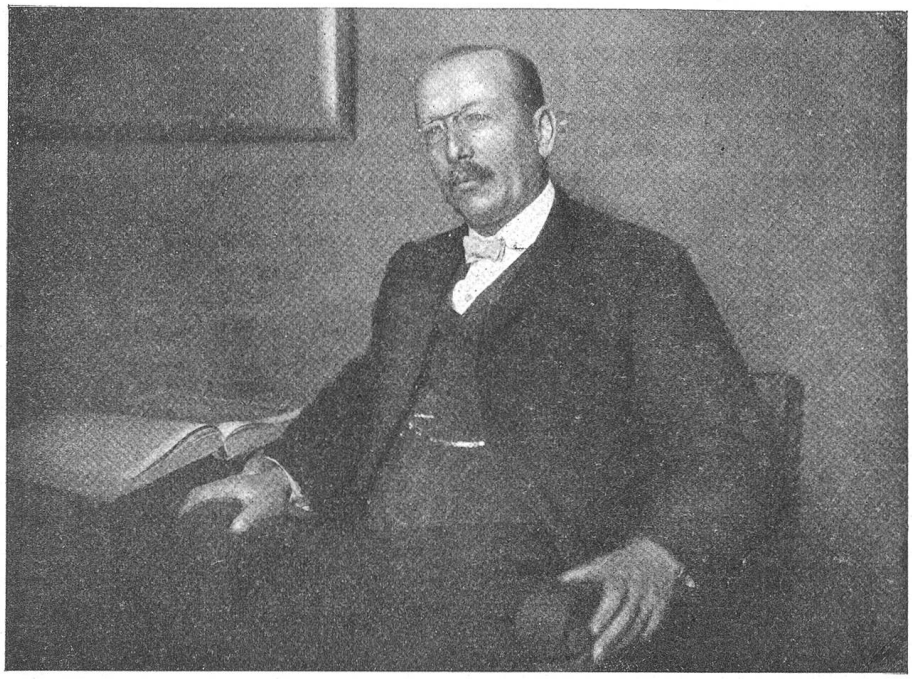


Turnus 1915. Walter Mettler, Zürich. Bär und Knabe. Bronze.

Lienert seine literarische Straße. Er hat sich einen eigenen Weg gebahnt. Aber verhältnismäßig spät erst hat die Blüte seiner Kunst ihre schimmernden Blätter auseinandergeschlagen. Darin ist er ganz besonders Schweizer, und unsere Heroen gehen ihm hier getreulich zur Seite: Gotthelf, Keller, Meyer. Wenn der Pfad auch steil und mühsam ist, er führt empor. Meinrad Lienert wächst. Und je älter er wird, umso jünger wird er. Seine sonnige, jauchzende Lebenslust gewinnt an Farbe und Schmelz; lachend, wehmütig, übermütig schaut er zurück ins Jugendland. In seinen grünen Weiden ist sein Herz mit allen Fasern festgewurzelt. Die „goldene Zeit" hat ihm die goldenen Flügel seiner Phantasie gehoben, und sie tragen ihn noch. Meinrad Lienert ist der Dichter der Jugend, der Kinder, der Jünglinge und Mädchen, der heißblütigen, draufgängerischen Liebesleute. Ueber das mittlere Lebensalter nimmt er gerne einen Sprung und setzt sich zu den Großvätern und Großmüttern auf die Bank vor das Tätschhäuschen oder auf die Ofentreppe, wenn draußen der Winter mit Mächten tobt. Und wieder scharen sich die Enkel herzu, um allerlei schnurrige und manchmal auch recht nachdenkliche Geschichten anzuhören. Fast alle spielen im Ländchen Schwyz, im Walddorfe Einsiedeln. In diesem etwas abgelegenen Erdenwinkel, in den wohl auch die Errungenschaften der Neuzeit Einzug halten, in den an den „Stoßtagen" wimmelnde Scharen von Pilgern ins Kloster zur wundertätigen Maria ziehen. Aber oben in den Bergen lebt noch der alte, echte Schwyzerschlag, dessen Hauptmerkmale sind: sonnige Genügsamkeit, eine unverdorbene, jauchzende Lust am Leben, ein starkes Temperament, ein Schuß altererbter Bauernschlauheit und eine Frömmigkeit mit etwas kaufmännischem Einschlag. Der Gott, der gibt, ist ihnen lieber als der, der etwas von ihnen will. Aber dem Aelpler wäre unrecht getan, wenn nicht sein gerades, gesundes, offenes Wesen, der im Innersten gute Kern aufgedeckt würde. Der Schwyzer ist der geborene Lebenskünstler. Wenn seine äußere Umgebung, wenn seine Verhältnisse auch recht einfach sind, er grämt sich nicht zu Tode, die Sonnenseele ist Meister, der Humor, die große Freude am Kleinen.

Ein echter Sohn seiner Umgebung ist Meinrad Lienert. Er ist vielleicht der ausgeprägteste Heimatkünstler des Schweizerlandes. In seinem kleinen Reich ist er König. Ein Glück, daß es so bunt, so farbig, so romantisch ist. Zwischen Tal und Hochgebirge hineingebettet ist es gleichsam die Kanzel zwischen See und Firn. Matten, Weiden, Waldgründe, Torfmoor, Wildbach, Berge, Zacken und Planken, an denen die Jauchzer der Sennen als Echo zurückgeworfen werden, das ist eine Szenerie, die nicht jede Heimat seinem Dichter aufbauen kann. Und wildwasserfrisch ist die Mundart. Es ist, als ob sich die ganze Natur in ihr spiegle. Etwas Herbes, Körniges ist ihr eigen, sie ist echt, kräftig, bildhaft. Halten wir sie neben den Dialekt Josef Reinharts, Adolf Freys, springt diese Seite ganz besonders heraus. Weich, elegisch, innig, wie der Solothurner, wie der Aargauer singt, ist auch die Klangfarbe ihrer Sprache. Weil ihr diese packende Originalität abgeht, trägt sie auch weiter. Es bleibt immer zu bedauern, daß Meinrad Lienerts Mundart einen so engen Hörkreis hat. Ihre größte Tugend spielt ihr einen schlimmen Streich. Und der Sprachkünstler steigert sie womöglich noch. Es ist interessant zu beobachten, wie z. B. Hebel von entgegengesetzten Anschauungen ausging. Er milderte, dämpfte eher das Eigenwillige, eng Lokale seiner Sprache. Damit erzielte er mehr Ruhe, Mitternachtstille und Feierabendklang, dem Zuge seines Herzens gemäß. Meinrad Lienert aber bevölkert zur Nacht die hohen Scheiterbeigen, die niedern Stuben, die Geigenbank und die Tanzdiele. So nahe der Wiesentaler und der Schwyzer einander stehen, ihre Temperamente trennen sie. Wenn Hebel die elegische Flöte bläst, meistert Meinrad Lienert die lüpfige Tanz-Klarinette.

Seinen Leuten hat er tüchtig hinter den „Länder" geguckt. Am liebsten führt er uns seine Aelpler vor und die Walddorfleute. Die Burschen müssen sich durch die vom Gelde besessenen Köpfe der Alten hindurchringen; die Liebe ist es, die sie ganz erfüllt. Sie macht sie zu Fürsten



Meinrad Lienert.

und zu Bettlern. Die Liebe überhaupt ist der Hauptakkord in Meinrad Lienerts Dichtung. Sie beherrscht die Prosa, sie triumphiert erst recht in den Gedichten. Sie ist die Seele der Nachtbubenlieder. Sie führt das ganze Völklein seiner Helden an. Und das ist recht bunt zusammengewürfelt. Schulmeister, Pfarrer, Wunderdoktoren, Allerweltskünstler, fahrendes Volk wie Zigeuner, Korber, Zirkusleute, sie alle tanzen den bunten Reigen des Lebens mit. Und nie und nirgends fehlen die Kinder. Die Kindergeschichte hat Meinrad Lienert zu einem ganz besondern Juwel geschliffen. Sie besitzt eine verblüffende realistische Wahrheit, sie beschönigt nicht, sie entwirft ein krauses Abbild der Kinderwelt, sie ist ein ernster Spiegel, in dem sich die Erwachsenen schon erkennen. Alle Tücken und Grausamkeiten, alle phantastischen Pläne und Hoffnungen, aller Jubel und aller Jammer, alle Listen und Ränke der kleinen Trotzköpfe und Jäger, Vogelsteller und Nichtsnutze deckt sie auf. Eine große Rolle spielen die Mädchen, wie die Maitli und Frauen in den Bergdorfgeschichten. Unermüdlich windet er ihnen seine Kränze. Sie sind die wackern und mutigen Dulderinnen, die starken Seelen, wie die „Schmiedjungfer", die die Dankbarkeit zur Heldin macht. Zu wiederholten Malen sind Frauengestalten in den Mittelpunkt einer Geschichte gerückt, sind Titelhelden geworden, wie das Mirli, das Heiwili, das Hochmutsnärrchen, die Schmiedjungfer. Die Frauengestalten gehören auch zu Lienerts besten und rundesten Figuren.

Sein Werk krönen die Gedichte. Dem zweibändigen „Schwäbelpfyffli" mit nahezu 700 Seiten ist nichts Aehnliches an die Seite zu stellen. Ihr Reichtum ist erstaunlich, die Phantasie, die aus einem unerschöpflichen Borne quillt, feiert hier ihre schönsten Feste. Und vor allem: ihre innerste Seele ist Poesie. Poesie sind die wundervollen Vergleiche, die aus dem Reiche der Natur Gefühle verbildlichen, Poesie der alles überjauchzende Humor, Poesie auch der Schmerz, der bis zur Verzweiflung geht, Poesie der beschwingte Rhythmus, der dem Bächlein nachhüpft, der auf der Geigenbank didelt und dudelt, Poesie ist die innige Naturbetrachtung, der kein Sonnenscheinchen auf einem Gräschen entgeht, und Poesie ist das Mitgefühl mit aller Kreatur, mit jeder Blüte, mit jedem Schnecklein, das auf Reisen auszieht. „Mein Herz verübt einen Freudensprung, wenn ich an Meinrad

Lienerts Gedichte denke," und was Carl Spitteler fühlt, fühlen ihm alle nach, die noch einen Sinn bewahrt haben für jene ungeschminkte, kerngesunde Sangesart, die weit entfernt ist von allem sentimentalen Ueberschwang. Da ist keine Flucht in einen dunkeln Winkel, um sich vor der Welt mit Haß zu verschließen, da ist eine goldene Aehrenlese auf den Aeckern des tätigen Lebens, ein Jubeln und Ueberwinden, ein Musizieren der Seele, die bald wie Harfenton erklingt, bald erbraust wie ein Wildbach, bald blitzt und donnert wie Gewitternacht.

Was wird uns Meinrad Lienert noch bringen? Getrost dürfen wir sagen: die Aussichten stehen gut. Das Korn ist reif. Er wird in seinem engen Bezirke bleiben. Wie weit er sich spannen läßt, wenn das Herz seine Seile auswirft, hat er uns gezeigt. Ein Fünfziger steht auf blumiger Warte. Die Stürme des Lebens haben vertost. Lächelnd, halb wehmütig, halb glücklich schaut er zu Tal und geht noch einmal in Gedanken die lieben Wege der Jugend, und fragend und erwartungsvoll blickt er aufwärts, nach dem Berge, der noch vor ihm sich auftürmt. An Stelle des mutigen Draufgängertums tritt ein nachdenklicherer, philosophischer Zug. Aber das Herz hat noch einen festen Takt und die Seele den alten Ton, nur ein ganz klein bißchen gedämpft, wie in Meinrad Lienerts Meisterlied:

Chani cho?*)

Wänn's dimmred hät um Hus und Rai,
Durs Gstüüd, im Chilechhof üb'rei,
Se simm'r is goh verbärge.
Blöiß eis muoß det am Egge stoh:
Chani cho? — Nu nüd!
Wie schöin isch au im Heustock gsy!
Und gwahrt's mi ächt, verwütscht's mi gly?
As chunt scho über d'Leit're.
Chani cho? — Jo, cho!

Baldane, wo mer noe sind,
Se simmer nachts zuo jedem Chind
Um's Müürli goge bräuge.
Will keine gäre dusse stoh.
Chani cho? — Nu nüd!
Und 's Maitli wien ä Bluom im Gras
Im Stubli, weder hinder Glas,
As wie'ne Chilehelgi.
Chani cho? — Jo, cho!

Wie lang isch har sid äner Zyt!
An Bluome sind und d'Schätzli wyt,
Und Eine schickt scho d'Bote.
I gsehne det bim Beihus stoh.
Chani cho? — Nu nüd!
Uf einist hät me Läbtig gnuog,
Wird brüchig wien ä alte Chruog
Und gamppled uf dä Beine.
Chani cho? — Jo, cho!

Ernst Eschmann, Zürich.

*) Erstmalig zum Abdruck gebracht in unserer „Schweiz" XVI 1912, 147.

Der Flieger

Wenn mich die Menschen verlassen,
Geh ich eine Meile allein
Und denke: Wie muß ich sie fassen,
Um Mensch unter Menschen zu sein?

Dann schaff' ich die farbigen Bilder
Noch schöner an Kraft und Gestalt,
Dann treib' ich und wachse noch wilder
Und blühe mir selbst wie ein Wald —

Dann wirf mich, Wille, zu Pferde,
Dann wandle mich, Jugend, zum Weih!
Schon schwebe ich über der Erde
Mit wachsenden Flügeln, frei

In kreisende Lüfte zu schrauben!
Von fremden Vögeln umkreist,
Will ich die Sonne uns rauben
Und, über den Sternen, den Geist...

Von göttlicher Nähe umbrandet,
Vergaß ich den Freund und den Feind
Und fühle, im Tale gelandet,
Erlöst, was mich allen vereint...

Carl Friedrich Wiegand, Zürich.

□ □ □ □